

„Sie ist gekommen, uns das Fischen zu lehren“

Als Entwicklungshelferin in einem ecuadorianischen Andendorf / Eine kräftige Suppe jeden Tag / Von Winfried Kurrath

QUITO, im Oktober. Wenn Elisabeth Behringers weißer Jeep die letzte steinige Kurve vor der kleinen gekalkten Kirche in Tocachi nimmt, dann stürmen die Kinder auf die Plaza. Sie umringen die Deutsche und schnattern: „Señorita, señorita...“ Vor zwei Jahrzehnten, als die Entwicklungshelferin in dem abgelegenen Indiodorf in den ecuadorianischen Anden mit ihrer Arbeit begann, waren die Kinder unterernährt, apathisch, weinerlich, voller Parasiten, ständig von Erkältungskrankheiten geplagt. Barfuß und zerlumpt lebten sie in den steinernen Wohnhöhlen in ihrem Dorf. Heute tummeln sich auf dem von Bäumen und Blumenbeeten gerahmten Platz vor der Kirche rotbackige Jungen und Mädchen, gesund, aufgeschlossen, fröhlich. Sie tragen selbstgestrickte Pullover und Gummisandalen aus alten Autoreifen. „Es gibt keine unterernährten Kinder in Tocachi mehr“, sagt die große, grauhaarige Frau.

Mittagszeit. Die Plaza füllt sich mit etwa 200 lärmenden Kindern und alten, gebeugten Leuten. Tiefe Teller haben sie mitgebracht und Blechlöffel. Als junge Frauen aus dem flachen Holzpavillon gegenüber der Kirche Kübel mit dampfender Suppe heraustragen, bildet sich eine lange Schlange. Jeder erhält einen großen Schöpflöffel voll. „Die Ernährung ist sehr einfach“, sagt Frau Behringer. „Es gibt jeden Tag eine Eintopfsuppe, die aber alle notwendigen Vitamine und Proteine enthält. Früher hatten die Menschen einen Kalorien-Durchschnitt von 1400 pro Tag; 2400 sind notwendig. Ihre Hauptnahrung war Maissuppe mit winzigen, getrockneten Kartoffeln. An Festtagen gab es manchmal auch Reis und große Kartoffeln.“

Am Morgen war Elisabeth Behringer in Quito aufgebrochen. Drei oder vier Indio-Gemeinschaften in den Bergen will sie an diesem Tag besuchen, in denen ähnlich

gearbeitet wird wie in Tocachi. Über die Schwierigkeiten bei der Lebensmittelbeschaffung für die Kinderspeisung werden sie sprechen, über Kochkurse für Frauen, über die Vermarktung der Strick- und Häkelwaren auf dem Indianermarkt von Otavalo und im Touristenladen der Genossenschaft an der Plaza Santo Domingo in Quito, über die Weiterbildung der Kindergärtnerinnen und Schreiner in den Dörfern. Seit mehr als zwanzig Jahren geht das so, erst in Tocachi, jetzt in neun Gemeinschaften im Umkreis von 80 Kilometern. Elisabeth Behringer hat durch ihre zähe, geduldige Arbeit Hunderte Menschen dazu gebracht, ihr Schicksal nicht als gottgegeben hinzunehmen, sondern ihre Lage selbst zu verbessern.

Rückblende. März 1978. In einer Seitenstraße von Quitos Prachtstraße Avenida Amazonas steht ein weißer Jeep. Das Auto ist vollgestopft mit Lebensmitteln, mit Sojamehl, Milchpulver, welkendem Gemüse, Brotresten und einem Sack, aus dem es leicht riecht. „Rinderknochen“, sagt Elisabeth Behringer, „das gibt eine kräftige Suppe.“ Frau Behringer ist gerade aus dem Hotel Colón gekommen, dem größten und vornehmsten der Stadt. Am Dienstboteneingang hat sie einen Leinensack mit Resten eingeladen, die auf den Tischen der Gäste übriggeblieben waren. Seit fast fünf Jahren fährt sie einmal in der Woche von Tocachi hinab in die Hauptstadt und macht ihre Betteltour: zum Colón, zum deutschen Metzger, zu den Supermärkten, zur Caritas. Eine Woche lang haben dann die Kinder von Tocachi, die Alten und Kranken eine kräftige Mahlzeit am Tag.

Elisabeth Behringer steuert das Auto durch den dichten Verkehr Quitos und dann über die „Panamericana“ nach Norden. Bei Kilometer 60 biegt sie in einen kaum sichtbaren Pfad ab. Kein Straßenschild weist den Weg nach Tocachi. Der

Jeep rumpelt durch Schlaglöcher, wirbelt feinen, rotbraunen Staub auf. „Seit fast drei Jahren gibt es hier keine richtige Regenzeit mehr“, sagt Elisabeth Behringer. Wenn dunkle Wolken am Horizont liegen, dann ziehen die Bauern von Tocachi in Bittprozessionen über die steinigen Wege des Dorfes, klappern mit Blechdosen und rufen so, wie der Priester es ihnen gesagt hat: „Herr, gib uns Wasser, laß die Pflanzen nicht verdorren. Wir sind schlechte Menschen, Gott straft uns dafür.“

Tocachi, 3000 Meter hoch in den Bergen gelegen, ist wahrhaft gestraft. Die Ernten sind schlecht, weil der Regen oft ausbleibt. Die Wälder wurden abgeholzt, verbaut, verfeuert. Das Land verkarstete. Von den 2000 Einwohnern leben nur 1000 im Dorf. Die Männer arbeiten für niedrige Löhne auf den Haciendas der Umgebung oder schlagen sich irgendwie in der Hauptstadt durch. Übriggeblieben sind die Frauen, die Alten, die Kinder, die Kranken. Ein Viertel der mehr als zehn Millionen Einwohner Ecuadors lebt unter der Armutsgrenze; die Menschen von Tocachi gehören dazu. Viele von ihnen haben Buckel, Kröpfe, ausdruckslose Gesichter. Fast in jeder Familie gibt es Schwachsinnige, Taubstumme, Kleinwüchsige, Körperbehinderte. Jodmangel ist in den ecuadorianischen Anden weit verbreitet. In Tocachi ist er besonders ausgeprägt. Krankheiten durch andauernde Unter- und Fehlernährung und mangelnde Hygiene lassen Kinder sterben, schwächen die Erwachsenen.

Warum war Elisabeth Behringer in dieses Nest gezogen? „Weil ich etwas Sinnvolleres tun wollte“, sagt sie, „und weil ich weiß, daß ich zu den Armen gehöre.“ Fast spröde spricht sie über sich selbst. Geboren in Tübingen, Schule, Ausbildung zur Kindergärtnerin, zur Sozialpädagogin, Arbeit in Frankreich und für längere Zeit in

Griechenland. Dann geht sie nach Ecuador an die deutsche Schule in Quito – eine gute Adresse für die Jugend der Oberschicht. Sie wird Leiterin des Schulkindergartens. Im November 1973 gibt sie ihre Stelle auf und zieht nach Tocachi. Elisabeth Behringer ist zu diesem Zeitpunkt 43 Jahre alt. „Ich versuche mit den Menschen zu leben, zu sehen, was notwendig ist“, sagt sie 1978.

Notwendig ist, das Leid der Kinder zu verringern. Die Konsequenz: ein Kindergarten, Kinderspeisung. Notwendig ist, das Leben der Frauen sinnvoller zu machen, ihnen Verdienstmöglichkeiten zu geben, ihnen zu helfen, die Familien besser versorgen zu können. Die Konsequenz: eine Nähstube, Schafwollezupfen für die alten Leute, damit sie wenigstens etwas verdienen und nicht gänzlich in ihren kargen, kalten Wohnhöhlen verkümmern. Mittelpunkt jedoch ist der Kindergarten mit 150 Kindern und sechs oder sieben Mädchen aus dem Dorf als Helferinnen.

Das alles geht nicht reibungslos. Elisabeth Behringer stößt auf den Widerstand der Hacenderos. Sie wird angefeindet, verleumdet, bedroht. Der Pfarrer, ein ecuadorianischer Priester, der in der Hauptstadt lebt und nur zu Gottesdiensten nach Tocachi kommt, wendet sich gegen sie. Doch die hochgewachsene, zurückhaltende Frau hält durch. Ob das etwas mit dem Leben des Evangeliums zu tun habe? „Vielleicht“, sagt die Katholikin, „wenngleich es sehr unvollkommen ist.“ Die Kinder sind es, deren Leiden und Sterben Elisabeth Behringer alle Widrigkeiten überwinden läßt. „Ein Kind sterben zu sehen, das ist schlimm. Es löscht aus wie eine Flamme, wehrt sich auch gar nicht. In einem Kind liegen so viele Möglichkeiten, und das alles bleibt unvollendet.“ Viele Kinder sterben in Tocachi.

Fortsetzung auf Seite 10

Entwicklungshelferin in einem Andendorf

Im Jahr 1978 liegt in einem Holzkistchen in einer Kammer neben der Küche ein winziger Säugling, Maria, Frau Behrings Patenkind. Die Zwillingschwester war an Unterernährung gestorben. Die schwachsinnige Mutter hatte sie nicht versorgen können. Elisabeth Behringer nimmt Maria auf. „Armut macht frei“, sagt sie und meint sich. Sie versucht, nur wenig Besitz zu haben. „Dadurch steht man über den Dingen.“ Ihren bescheidenen Lebensunterhalt bestreitet die Kölner „Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe“. Misereor finanziert kleine Startprojekte. Die Kinderprogramme können zu einem Teil aus Patenschaften der Deutschen Welthungerhilfe bezahlt werden. Zu Anfang waren es oft einsame Entscheidungen der Entwicklungshelferin. Dann stützte der neue Priester sie und die Menschen seiner Gemeinde. Heute holt Elisabeth Behringer den Rat der Leute von Tocachi. Ob es ihr schwerfallen wird, Tocachi zu verlassen? „Ja! ich war immer mit dem Ziel hier, wieder zu gehen. Aber in dieser langen Zeit wächst man mit den Menschen zusammen.“

Der Weg zum Dorf ist heute mit grobem Stein gepflastert. Ein Straßenschild weist die Richtung: Tocachi, 5 Kilometer. Am Dorfplatz, zwischen hohen Kiefern und Sträuchern, fast versteckt, das flache Holzhaus mit Wellblechdach, die Wohnung mit der Dorfküche. Das andere Gebäude, der Kindergarten, ist in Grün ver-

schwunden. Ein kleines Wunder hier oben in dieser baumlosen Landschaft. Hinter dem Haus ein Garten voll mit Gemüse. Niemand hat je hier Gemüse angebaut. Mädchen ernten Tomaten. Ein alter Mann wendet einen Komposthaufen. Hinter einem Gatter grunzen Schweine.

Die Menschen von Tocachi haben gelernt, sich selbst zu helfen. Bei der Kirche gibt es jetzt Werkstätten: Schreinerei, Weberei, Nähstube. Menschen, die sich bislang keinen Tisch leisten konnten, haben jetzt Möbel. Pullover trug früher kaum jemand. In der Weberei und in der Nähstube wird Kleidung für den Eigenbedarf gefertigt, aber auch Kunsthandwerk für den Verkauf. Die Indios haben viel Gefühl für Farben und Harmonien.

Elisabeth Behringer hat ein zweites Patenkind, Manuela, ein pausbäckiges Indiomädchen. Manuelas Mutter, eine blinde, taubstumme, schwachsinnige Frau, wurde vergewaltigt. Elisabeth Behringer kümmert sich nun um das Kind. In Tocachi werden kaum noch behinderte Kinder geboren; Amerikaner haben mit einem Jodierungsprogramm den Jodmangel behoben. Die aufgeschlossenen Jungen und Mädchen beeinflussen die Familien. Weil sie bei Señorita Elisabeth Gemüse im Essen bekommen, wollen sie es auch zu Hause. Weil die Menschen im Dorf sehen, daß dort bei ihrem Holzhaus Bäume wachsen, pflanzen sie auch Bäume.

Im Jahr 1986 geht Elisabeth Behringer. Sie übergibt das „Projekt Tocachi“ an ihre ecuadorianische Nachfolgerin Claudia de la Cruz, die von Anfang an dabei war. Frau Behringer ist nach Quito übergesiedelt, hat eine neue Aufgabe übernommen, eine folgerichtige Aufgabe: Sie hilft in den Dörfern rund um Tocachi das zu beginnen, was sie vor 21 Jahren in Tocachi begonnen hat. Wie in Cochasquin, einer der Gemeinschaften, die Elisabeth Behringer an diesem Tag besucht. Das Auto hält vor einem Lehmziegelbau mit Wellblechdach. „Früher waren wir hier vergessen. Es gab keine Veränderung. Aber jetzt sieht man den Fortschritt“, sagt Doña Celinda. „Das haben wir Señorita Elisabeth zu verdanken.“ Señora Celinda Cardena de Rivera, eine kleine, fast zahnlose Indiofrau, die weder lesen noch schreiben kann, ist Präsidentin der „Madres de familia“, der Frauenvereinigung von Cochasquin, einer Streusiedlung in der eindrucksvollen Bergwelt östlich Quitos.

In dem Haus sind an die fünfzehn Frauen bei der Arbeit. Sie zupfen Schafwolle auseinander, spinnen, stricken, nähen bunte Stoffbilder mit Motiven aus ihrem Leben. Zwei Männer hämmern in der anliegenden Schreinerei. In der kleinen Küche brodelt in einem großen Topf eine dicke Suppe. Bald werden hier einige Dutzend Kinder zum Essen aufkreuzen. Das lang-

same Erwachen der Menschen aus der Starre des Stillstandes haben Doña Celinda und andere Frauen bewirkt. Sie sahen, was in Tocachi geschehen war. Das wollten sie auch. Und andere ebenfalls. Die Verantwortlichen der Gemeinschaften lassen sich in Tocachi schulen. Die Leute von Tocachi kommen in die Dörfer, beraten, helfen Startschwierigkeiten zu bewältigen. Elisabeth Behringer koordiniert, greift ein, falls erforderlich.

Elisabeth Behringer ist inzwischen 64 geworden. Das karge Leben in der Einöde, der Wechsel von brennender Sonne und Eiskälte in der Nacht hat sich in ihr Gesicht gegraben. Ihre Betteltouren um Brotreste, Knochen, Altgemüse aus dem Supermarkt machen nun die Leute aus Tocachi und aus anderen Dörfern. Maria und Manuela, sechzehn und vierzehn Jahre alt, wurden von der Deutschen adoptiert. Frau Behringer wird in Ecuador bleiben, solange die Kinder sie brauchen.

Doña Celinda aus Cochasquin sagt von Frau Behringer, was viele Menschen dort empfinden: „Mit Señorita Elisabeth ist es wie mit einem Gleichnis aus der Bibel. Es sagt uns, die Señorita ist nicht gekommen, um uns Geschenke zu bringen. Sie gibt uns keinen Fisch, um unseren Hunger zu stillen. Sie ist zu uns gekommen, um uns das Fischen zu lehren, damit wir für unser ganzes Leben zu essen haben.“